

Die Befreiten [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571829>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



An der Grenze. Kopfleiste von Evert van Muyden.

Die Befreiten

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Dann schwiegen beide. Nur zuweilen überflog der Blick der alten Frau besorgt das gespannte Gesicht, das im Profil, mit der gestreckten Nase und dem schön entwickelten Kinn, der blassen Farbe der schmalen Wange einen seltsam entschlossenen Ausdruck hatte.

Als sie die Portiersklingle zog, sagte Mila mit tonloser Stimme, ohne sich zu Frau Horn umzuwenden: „Wir müssen heute noch einmal darüber sprechen!“ „Worüber? Darüber?“

Sie nickte.

„Aber, Kind, wie oft hab' ich dir gesagt . . .“

„Nein, nein, es muß sein.“

Und als müßte sie ihre Stärke versuchen, drückte Mila mit einer Wucht den schweren, für Frauenkraft gewöhnlich kaum beweglichen Torflügel auf, daß er donnernd gegen die Wand fuhr.

Am Gangfenster erschien das halb erschreckte, halb entrüstete Gesicht des Pförtners. Da lachte sie kurz auf und sagte: „Ich mache Lärm, Meister Köpperich. Man kann sich doch nicht ewig so durchklemmen!“

Bei der Raft auf dem zweiten Treppenabsatz versuchte die Rätin noch einmal durch einen Scherz, die Aussprache abzuschneiden.

„Wenn dir der Schuhmacher das nächste Mal nicht die Stifte durch die Stiefeletten schlägt, kannst du von Glück sagen. Er war nicht übel pikiert über deine Bemerkung.“

„So?“ lachte Mila kurz auf und schritt festen Schrittes höher.

Mit kürzerem Atem folgte ihr Frau Horn. Nun gab es kein Ausweichen mehr, und es war ihr doch nur um die Ruhe des Mädchens, daß sie solange das

Geheimnis hatte decken helfen. Allerdings: „Ewig konnten sie sich nicht so durchklemmen!“ Das wußte sie wohl. Aber was durch die aufgeschlagenen Torflügel eindringen werde, ob Licht und Luft, oder ein rauher Sturm, dem sie alle nicht gewachsen waren, das wußte sie nicht, das konnte sie nicht wissen; doch sie fürchtete sich davor.

Sie saßen in der Wohnstube, Mila an dem alten verschörfelten Schreibtisch, den sie von Hause mitgebracht hatte, die Rätin neben der Tapetentür, die in Donalds Zimmer führte. In dem geschweiften roten Korbstuhl verschwand ihre kleine Gestalt beinahe; die wellen Hände hielten die breiten Lehnen mühsam umspannt, und obwohl sie wußte, daß Don noch Krankenbesuche machte, horchte ihr Ohr unwillkürlich auf jedes Geräusch hinter der knisternden Tapete.

Mila hatte die Stirn in die Hand gestützt. Das Licht fiel auf ihr braunes welliges Haar, und dann schillerte auf einmal etwas Feuchtes auf der Mahagoniplatte des Möbels.

Hastig wischte das Mädchen die Träne weg, erhob sich und ging langsam auf die alte Frau zu.

„Ich hab's mir überlegt, hundertmal, was sag' ich, tausendmal, Tag für Tag, und ich fühle, daß es nicht so weitergeht. Oder ich verliere mich, verliere das Anrecht auf das, was mein einziges und alles ist, und werde nie ein freier Mensch. Es muß sein, es hätte schon lange sein müssen! Ich ziehe, Tante.“

„Ja, nun ist's soweit,“ antwortete ihr eine leise, traurige Stimme. „Nun ist dein Kind stärker als du.“

Da preßte Mila die Hände vor die Brust und erwiderte tonlos:

„Stärker, das war's vom ersten Tage an, stärker, viel stärker! Es ist nicht so mein, wie ich sein bin.“

Meine Existenz, mein ganzes Unrecht auf Selbstnochetwassein ist ja nur ein leerer Schein. Das Kind, das sagt: „Ich bin da, bin durch dich da, ich hab' niemand anders, an den ich mich halten kann als dich: also halt' mich . . .“ Und ich, ich will's halten, ich muß es halten! Tante, ich hab's ja auch lieb, trotz allem, hab's so lieb, daß ich's nicht sagen kann! Und siehst du, wenn ich mich zu ihm stellen muß, wenn ich hier als lebendige Lüge herumgehe, das macht mich so elend, so klein vor mir selbst, das geht auf den Tod!“

„Kind, Milchen, ich bin doch auch noch da!“ warf die alte Frau mit erstickter Stimme ein und strich der Erregten, die plötzlich vor ihr in die Knie gebrochen war, mit zitternden Händen über den Scheitel.

„Ja, du bist gut! Du hast alles verstanden und alles verziehen.“

Schluchzend lehnte sie den Kopf an die Brust derjenigen, die ihr eine zweite Mutter geworden war.

„Du lieber Gott, nun mal' mich nur nicht so schön, Milchen!“ flüsterte sie blicklos, mit weitgeöffneten Augen ins Leere starrend. „Ja, wenn's vorher gewesen wäre, zwischen Vater und Mutter, im Leichtsinne; aber das war's ja nicht. Du warst zu ihm geflüchtet im Schmerz; dann war auch niemand mehr da, der dich lieb hatte, und du hattest so ein zärtliches rheinisches Herz. Und bis ich von meiner Influenza aufkam und zu dir reisen konnte, da war's Frühling geworden, da konnt' ich dir nicht mehr viel helfen.“

„Nicht?“

Mila richtete sich auf.

„Weißt du denn nicht mehr, wie du mich eingeholt hast unten am Winterhafen? Freilich, wenn ich mehr Courage gehabt und gleich die Augen zugemacht hätte, statt erst in das schwarze Wasser zu starren, dann wärst du doch zu spät gekommen.“

In den Augen der alten Frau war Leben erwacht; jetzt trat ein goldner, wunderbarer Glanz hinein. Sie nahm den Kopf der Knieenden zwischen die Hände, sah sie an und sagte:

„Das hat so sein sollen! So'n Sprung ins Rheinwasser ist schon Mut genug; aber weiter leben wie du und wachsen wie du, siehst du, mein gut' Kind, das ist noch viel, viel mutiger. Aber warte noch ein paar Wochen! Laß es Frühling werden! Und wie wir's Donald erklären, das wissen wir ja auch noch nicht. Dein Kennchen ist ja jetzt gut aufgehoben. Laß es noch eine Zeit lang in Mariendorf! Die Hauptsache ist, daß du jetzt deinen Entschluß gefaßt hast. Ich will ja nur dein Bestes.“

„Ja, das willst du!“ warf Mila zärtlich ein.

„Also tu' auch jetzt, was du mußt! Es ist das Schwerste, was noch kommen konnte, das weißt du ja!“

„Das weiß ich,“ antwortete Mila leise.

Sie schwiegen.

Es war still im Zimmer, nur die Uhr tickte, und draußen in der Küche sang die Magd halblaut ein polnisches Liedchen.

IV.

In dem Hause am Enkeplatz, wo das Schild mit dem Namen Gunter's immer noch an der Pforte des Vorgärtchens befestigt war, lag blasse Winterjonne.

Gunter hatte sich samt dem Bett aus Fenster schieben lassen. Er fühlte sich schmerzfrei und versuchte, auch das peinigende Ameisenlaufen, das durch seine Glieder ging, wegzudenken.

„Sagen Sie 'mal, Schwester, bin ich grau geworden?“

Mit zusammengekniffenen Lidern blinzelte er in den Schrankspiegel, der jetzt gerade in seinem Gesichtsfeld lag. Aber er sah nur undeutlich, verschwommen sein Bett, die Kissen und sich selbst.

„Ein bißchen meliert, Herr Gunter; aber das ist unsere kleinste Sorge.“

„Sagen Sie das nicht, Schwester Therese; mir bleibt ja nichts als der Kopf, das andere pariert mir nicht mehr. Und . . . bitte, geben Sie mir doch 'mal den Handspiegel!“

Die Pflegerin zögerte.

„Geben Sie nur! Ich fühle mich heute als Mensch.“

Er versuchte zu scherzen, so schwer es ihm fiel. Eva schlief. Sie hatte Ruhe nötig, er wußte es nur zu gut, und obwohl er sich danach sehnte, sie um sich zu haben, krankhaft darauf ausging, sie an seine Person zu fesseln, heute, jetzt, mochte er sie eine Weile gern missen. Den Spiegel! Er hatte sich wochenlang gesehnt hineinzusehen. Jetzt wollte er sein Spiegelbild um sein Aussehen fragen. Und das nicht unter ihren Augen.

„So, ich danke Ihnen.“

Mit beiden Händen, die Finger ungelentk schließend, faßte er den kleinen polierten Spiegel, brachte ihn vor das Gesicht und las in seinen Zügen.

Die Augen der Schwester lagen mitleidig auf ihm. Er fühlte den Blick; aber er sagte nur mit einem spöttischen Zucken der blassen Lippen: „Eh bien, genug für heute!“ ließ das Spiegelglas auf die Decke fallen und schloß die schwachsichtig gewordenen Augen, um sie der Wärterin zu entziehen.

Die Sonne stieg schon wieder über das Fensterbrett hinaus und brannte nur noch in einer einzigen Scheibe. Als Gunter den Reflex durch die Lider spürte, packte ihn eine grenzenlose Sehnsucht nach Befreiung aus den Banden, in die ihn seit Monaten sein Leiden fest und fester schlug.

Dumm, daß ihm gerade jetzt das Motto einfiel, das er beim Preisbewerb über den Entwurf zum Hochschulgebäude in Dingsda gesetzt hatte: das Goethe'sche „Mehr Licht!“ Er hatte gesiegt unter diesem Zeichen, es war sein erstes großes Werk geworden. Der Tag der Einweihung stieg vor ihm auf, er hörte die Ansprache des Rektors im Vestibül und überließ die Reihe der Ehrenjungfrauen mit den Blicken. Und wie sie ihm dort unter den gleichgekleideten, zu rot oder zu blaß aussehenden Gefährtinnen erschienen war, ruhig, das große Auge voll verhaltener Glut, schlanken Leibes und doch fraulich fast, so sah er sie heute noch nach neun Jahren. Eva war geblieben, wie sie damals ihm entgegengetreten; er aber lag auf dem Schragen.

„Herr Gunter!“

„Ja!“

Er öffnete die Augen.

„Wünschen Sie etwas? Sie stöhnten so, als ob Sie arge Schmerzen hätten.“

„Danke, nein!“

Und als die Diakonissin ihn noch länger ansah, rief er nervös, in die quälerrische Art zurückfallend:

„Nein, sag' ich, ich wünsche nur allein zu sein. Ich kann die Klingel . . . wo ist . . . ah, da ist sie, die kann ich ja noch regieren. Also, bitte, nur wenn ich klinge.“

Er hatte die Klingel ergriffen; doch da er nicht mehr auf seine Hand acht hatte, hielten die schwachfühligen Finger den Griff zu locker, und plötzlich glitt das Glöckchen klirrend zu Boden.

Das gab ihm einen Schlag aufs Herz. Also, so weit war es gekommen!

Die Klingel war mit einem letzten Ton unter dem Bett zur Ruhe gelangt, als draußen die Stagenglocke schrillte.

Unruhig hob Gunter den Kopf. Türen gingen, Stimmen wurden laut, deren Klang er durch die Portieren hindurch nicht zu erkennen vermochte. Nur, daß es eine Männerstimme war, das unterschied sein gereiztes Ohr. Aber niemand kam.

„Bitte, sehen Sie nach, Schwester Therese, wer da ist!“

Er stieß es hastig hervor, mit schwerer Zunge, die ihm in letzter Zeit zuweilen, wenn er sich heftig erregte, wie Blei im Munde lag.

Gehorsam entfernte sich die Diakonissin, und da tastete er noch einmal nach dem Spiegel, der sich noch auf der Bettdecke fand, und bohrte, unbelauscht und unbeobachtet, die Blicke mit brennender Gier in das gealterte, elfenbeingelbe Gesicht, das ihm scharf modelliert, mit kahlen Schläfen, eingefunkenen Augen und grauem Vollbart aus dem Glas entgegenstarrte. Das Gesicht eines Greises! Nein, sie konnte nicht mehr an seiner stattlichen, überragenden Gestalt hinaufschauen, er trug

den Kopf nicht mehr aufrecht auf starkem Nacken, er nahm sie nicht mehr auf die Arme, um sie die schwankenden, schwingenden Gerüste hinunterzutragen, auf denen sie einst der Schwindel überkommen hatte. Dann, wenn ihr die Beklemmung den Atem versetzte, dann hatte er ihr Herz schnell und hart an seiner Brust schlagen hören, dieses kühle gleichmäßige Herz, dessen Pulse bei seiner Werbung, bei ihrem Ja und am Tage der Hochzeit nicht stärker geklopft hatten als sonst.

Hastig stieß er den Spiegel unter die Zeitung, die noch ungelesen auf seinen Knien lag.

Kam denn Schwester Therese nicht wieder? Er wandte den Kopf und suchte die Klingel. Wichtig, die war unter das Bett gerollt und nicht aufgehoben worden. Er war hilflos, machtlos. Seine Stimme drang aus dem Zimmer nicht hinaus; aber drüben im Besuchszimmer seiner Frau, da wurde gesprochen, die Wand leitete den Schall. Er hörte es ganz genau. Ja, das war Evas Stimme.

Plötzlich fiel seine Aufregung in sich zusammen, ein schwelendes Aschenhäuflein nach einem flackernden Brand, und mit einem Male hatte er die deutliche Empfindung, die innere Gewißheit, daß er von dieser Krankheit nicht mehr aufstehen werde. Das war nicht Nervenschwäche, mehr als Nervenankrott und Spinalneurasthenie. Die Krankheit, die ihm die Füße unter dem Leib wegzog, fliegende Schmerzen durch die Glieder jagte, die Hände lähmte, die Zunge stellte und höher und höher hinaufkroch zum Sitz des Lebens, wo noch sein Geist schaffte und waltete, die war unerbittlich. Man starb an ihr, und viele verdarben daran, noch ehe sie starben.

Eva trat leise ins Zimmer.

„Karl, Besuch für dich!“

Doch als sie näher kam und sein Gesicht sah, brach sie betroffen ab.

„Karl, was ist dir?“

Mit eifersüchtigem Ohr trank er den Ton der bangen Frage, und ganz innen in der Brust empfand er etwas wie Nührung, als er den zitternden Klang ihrer warmen, tiefen Stimme analysierte. Zugleich eine gewisse wehmütige Genugtuung.

Sie war dicht ans Bett gekommen und blickte ihm ins Gesicht. Er lag ruhig auf dem Rücken, die Hände auf der Decke, einen gesammelten, klaren Ausdruck in den meist nervös gespannten, von Schmerzen und Unrast durchzuckten Zügen. Er lächelte sogar.

„Besuch?“

Einen Augenblick noch hing sie fragend an seinen Lippen; aber er sprach kein Wort weiter und sah sie nur voll an mit seinen leicht getrübten Augen. Da neigte sie sich in einem seltenen Impuls über ihn und berührte seine kalte Stirn mit ihrem roten, warmen Mund.

„Eva!“

Doch ehe er die Arme heben und sie halten konnte, hatte sie sich zurückgeschellt. Es war nur ein Augenblick gewesen, ein sprunghaftes Tun ihrer sonst so gemessenen, überlegend erscheinenden Natur.

„Ich bringe ihn dir.“

Er lag wieder mit dem Gefühl der Vereinsamung, als er ihr Kleid hinausrauschen hörte, ohne den Kopf nach ihr hinzuwenden. Was war er ihr noch? Die Berührung der warmen, lebendigen Lippen hatte ihn seinen gelähmten Zustand, seine Leichenähnlichkeit doppelt grausam empfinden lassen. Zum ersten Mal spannte sich die Kette, die ihr junges Frauenleben an ihn fesselte so, daß er es gewahr wurde, und darob entstand ein heftiger Aufruhr in seiner eben noch resignierten Seele. Ja, ja, es war eine drückende Fessel für sie, die ein

Sichselbstaufgeben forderte. Aber noch lebte er, und Eva war für ihn auf der Welt! Nur für ihn!

Jetzt klang die fremde Männerstimme vor der Tür. Ein Anfall unklarer, von seinem eigenen Verstand im Aufklackern schon als Wahnsinn erkannter Eifersucht hob ihm den schweren Oberleib aus den Kissen. Halb aufgerichtet, mit aufgestützten Armen erwartete er den Besucher.

„Grüß' dich Gott, Karlemann!“

„Wer? Du?“

„Ja, ich selbst, gib mir die Hand!“

„Flips, wahrhaftig, du bist's. Auf Philipp Wentgraf hätte ich nicht geraten!“

Und mit dem verlegenen Lächeln eines Menschen, der sich selbst komisch vorkommt, sank Gunter in die Kissen zurück und reichte dem Freunde die Hand.

Eva war mit Wentgraf auf die Schwelle getreten, hatte sich dann aber sofort zurückgezogen.

Eine Weile sprachen sie nichts weiter. Philipp hatte sich in alter Nonchalance statt auf den Stuhl auf den Rand des Bettes gesetzt und hielt das hochgezogene Knie mit den Händen umspannt. Er war modisch-elegant gekleidet, wie von jeher. Ein Duft nach seinem türkischem Zigarettentabak hing sich discret an seine Person.

Endlich fragte Gunter kurz:

„Du bist gesund geworden?“

„Und ob! Ich reiße Bäume aus, sag' ich dir, das heißt in meine Sprache übertragen, ich rauche wieder flott, ich esse, trinke, schlafe, schlafe ohne Husten, mache Bergtouren, soweit ein Referendar sich ohne Gehalt und Führer wagen darf. . . . Mit einem Wort, der Kerl, der vor zwei Jahren als Kandidat fürs letzte Examen nach dem Süden, sogar nach Aegypten geschickt wurde, ist heute wieder ein Mensch mit einer zwar delikaten, aber heilen Lunge. Du siehst, ich habe auch hier wie stets in meinem Leben die an mich geknüpften Erwartungen getäuscht.“

„Der alte Wentgraf! Sie haben dich nicht vertauscht im Pharaonenland,“ murmelte Gunter, und ein Lächeln zog über sein Gesicht.



An der Grenze (sich flüchtende Frauen unter dem Kreuz).
Nach einem Gemälde von Aug. Bachelin (1830—1890).

„Und dir geht's noch nicht zum Besten, wie ich höre? Na, das wird schon wieder werden! Weißt du, du hattest ja schon als Polytechniker 'mal so'n kleinen Anfall. Nach dem Sylvesterball, als du deinen Mantel ausgeführt fandest und leichtsinnig in Frack und Battist in die eiskalte Nacht hinausläufst! Du erinnerst dich doch?“

Gunter erinnerte sich. Es war in Zürich gewesen, wo er noch zwei Semester nach der Diplomserteilung mehr der Natur wegen und weil er von hier aus die Schweiz durchstreifen konnte, als zu Studienzwecken sich aufgehalten hatte. In den Straßen lag der gefrorene Schnee fußhoch, und auf dem See lastete bis zum Küsnachter Horn hin eine feste Eisdecke. Im Ballanzug war er den steilen Weg zum Polytechnikum und nach Oberstraf hinaufgeeilt, wo er wohnte. Vor der Hochschule starren die Bäume der Anlagen im Raureif, zauberisch anzusehen im fahlen Mondlicht, und der Springbrunnen war zur Eiskaskade gefroren. Er war eine Zeit lang stehen geblieben und hatte auf die schlafende Stadt hinuntergeschaut, deren Lichter die Senkung erfüllten. Dann war er hastig weitergegangen; denn das Limmattal herauf blies der Nordwind im Morgenrauen und segte den Reif von den Bäumen. Ihn fror. Doch als er vor dem Hause in der Universitätsstraße angelangt war und mechanisch nach dem Hausschlüssel greifen wollte, fiel ihm ein, daß er das Ungetüm in der Manteltasche aufbewahrt hatte. Da riß er an der Klingel; aber der Draht lief durch drei Stockwerke und hatte nur noch schwache Spannung. Er wußte, wie kläglich das Glöcklein bellte. Eine Viertelstunde stand er vor der Tür, und war er bei dem jähen Aufstieg in Schweiß geraten, jetzt schüttelte ihn wieder der Frost. Endlich schlurfte jemand die Treppe herab, und er fand Einlaß. Aber er konnte kaum noch die Hände bewegen, als er sich entkleidete, und sank in einen betäubenden Schlaf.

Schwere Träume quälten ihn. Ihm war, als führe er zu Schiff und erlebte alle Schrecken des Seeganges. Auf einmal fand er sich wach liegend. Eine Weile dauerte es, bis er sich dessen ganz bewußt wurde. Es war Tag geworden.

Da raffte er sich mühsam auf und rief die Wirtin. Als der Arzt kam, ging das Fieberschiff schon wieder mit ihm hinaus ins Unbekannte. Damals waren allerdings die ersten Lähmungserrscheinungen aufgetreten; jenes samtweiche Gefühl an den Sohlen hatte er noch lange gespürt.

„Ja, das war die Skizze damals, Flips! Jetzt geht's aufs Ganze,“ sagte er aus einem Schweigen heraus.

Wentgraf hatte schon ein paar andere Noten angeschlagen, um den Kranken nicht mit Gesprächen über



Zuave beim Mittagssmahl.
Nach einem Gemälde von Eug. Wachelin (1830—1890).

sein Leiden zu plagen, und wußte anfangs gar nicht, was Gunter meinte.

Da half er sich geschickt, indem er erwiderte:

„Laß den Hundennamen weg, Gunter, hörst du! Ich wünsche nicht mehr Flips zu heißen.“

„Wie so?“

„Ich will . . .“ er stockte und besah mit einer zerknirschten Miene seine Nägel.

„Was willst du? Doch nicht etwa in dich gehen?“

„Ja, ist es denn etwa zu spät dazu? Ach so, du meinst, das sei Hokuspokus. Nein, Verehrtester, diesmal knallt die Büchse, es ist mir himmelnernst!“

Er fuhr sich mit der Hand durch das leichtgelockte Haar, das seine hohe, weiße Stirn umrandete, die von dem gebräunten Gesicht scharf abfiel, und fuhr dann ernst fort:

„Tatsache, Gunter! Siehst du, ich bin nun seit August wieder auf deutscher Erde. Zwei Monate lag ich noch in einem Schwarzwaldnest, das heißt, Nest ist etwas despektierlich, es soll nur die Traulichkeit des Ortes charakterisieren; dann kam ich mäßig akklimatisiert von Badenweiler rheinabwärts und immer näher ran, bis ich schließlich die Füße wieder auf Berliner Asphalt stellte . . .“

„Badenweiler, das kenn' ich,“ unterbrach ihn Gunter mit dem Egoismus des Kranken, der sein eigenstes Interesse auch in die subjektivsten Dinge anderer hineinträgt.

„Da war ich einmal. Ja, dort ist es schön. Ich sollte eine Villa bauen mitten im Tannwald und stand auf dem Bergfried der Schloßruine, um zu sehen, wie sich das ausnahm, wenn drüben aus dem schwarzen Tannicht gotische Türmchen mit goldenen Fächchen aufragten.“

„Gunter poeta! Die dichterische Ader, die du in deine Architektur übernommen hast! Gedichtet hatten wir um die Wette als junge Dachs; aber du hast deine Poesien zu Realitäten in Stein und Eisen aufgebaut, ich bin mit meiner Lyrik auf ein, glücklicherweise verschollenes Bändchen Gedichte gekommen und nachher zum Snob geworden . . .“

Wentgraf war wieder ins Schwagen und Selbstironisieren geraten, da bemerkte er den ärgerlichen Zug in dem verfallenen Gesicht des Freundes, der in seiner Erzählung unterbrochen worden war, und sagte gutmütig:

„Für wen war denn die Bugenscheiben-Villa?“

„Es wurde nichts daraus; der Auftraggeber starb über den Plänen; er war herzkrank und hatte sich in Badenweiler zur Kur aufgehalten. Du kennst ihn übrigens, der Bankier Gutmann war's.“

„So, unser Karl Friedrich Gutmann, früher Samuel Gutmann! Daß er ein Herz hatte, wußte ich notabene nicht.“

„Ja, der . . . Also in Badenweiler warst du! Das ist ein Ort, den ich wohl 'mal wiedersehen möchte. Ich war damals nicht allein dort; wir hatten's en passant abgemacht auf einer Ferienreise, Eva und ich.“

Sie schwiegen. Auf einmal lachte Wentgraf lustig auf.

„Sag' mal, nun erzählen wir uns von dem Nest allerliebste Geschichten, und dabei bin ich mit meinem Kahn in die Binsen geraten. Also höre: ich will seßhaft werden, will die reparierte Gesundheit nicht wieder aufs Spiel setzen, solid werden und zu dem Zweck dem weisen Räte eines Schiffarztes der Levantelinie folgen. Der sagte nämlich zu mir: Für die meisten Männer ist heiraten gut, nicht heiraten besser, für Sie aber ist es das allerbeste. Heiraten Sie vom Fleck weg!“

Da flog zum ersten Male wieder das alte sarkastische Lächeln über Gunters Gesicht, und er erwiderte trocken:

„Der Mann hatte recht, was dich angeht! Heirate, mein Junge, und du wirst dich wundern, was für ein guter, braver Kerl in Philistergestalt aus dir zum Leben erweckt wird!“

Wentgraf ließ das Knie los und starrte den Freund mit halb echter, halb gehuchelter Entrüstung an.

„Willst du damit sagen, ich ginge mit der Löwenhaut spazieren und sei im Grund ein . . .“

„Ein Esel, nein, das nicht! Aber ein guter Junge mit genügend Schönheitsfönn und Vermögen, um als Aesthet durchs Leben zu gehen. Und aus Aestheten werden in der Ehe allemal Philister!“

„Gunter, du behauptest Dinge, die in keinem Lande Kurs haben. Moos hab' ich ja dank meinen trefflichen Eltern soviel, daß ich davon leben kann und es infolgedessen zu nichts weiter gebracht habe. Ich habe immer die Kraft gehabt, etwas zu unterlassen, aber nie die Kraft gefunden, etwas zu tun, ich meine, mein Leben mir zu erobern. Je me laisse vivre. Aber das sage ich dir: jetzt oder nie!“

„Heirate, Philipp, heirate! Nimm dir ein Weib, aber eines, das warm wird an deiner Brust und eins wird mit dir! Und vor allen Dingen ergründe sie in gesunden Tagen; in Kranken ergründet sie dich!“

„Gunter!“

Wentgraf hatte jäh beide Hände des Kranken ergriffen und hielt sie fest.

„Was spinnst du da für krause Fäden! Sie hat mir kein Wort gesagt; aber jetzt versteh' ich den wehen Zug, der über ihr blaßes Gesicht ging, als ich fragte und fragte und sie mir berichtete, wie du ganz zum Liegen und zum Leiden gekommen siehest. Mach's dir und ihr nicht schwerer! Du weißt, wie tief sie alles in sich hineinzerret und in sich verwebt. Eva ist nicht so undurchsichtig, wie du tust. Und am Ende weißt du das besser als ich. Ich habe Verse auf sie gemacht, sag' ich dir — und du weißt, das ist bei mir der frommste Wahn.“

Der Schelm saß zwar im letzten Satz; aber das Uebrige war ernst und schwer gewesen, und seine Augen hatten das Gesicht des Freundes beschwörend angeblickt.

Da zog ihn Gunter ganz zu sich herab, sodaß der leiseste Hauch sein Ohr erreichte, und flüsterte mit ersticker Stimme:

„Hör', Philipp, ich weiß, daß ich Tage habe, wo ich verdammt bin in diesem Bett, und dann quäl' ich sie. Und siehst du, ich weiß auch, daß sie mich nie genug geliebt hat, um das zu überwinden. Nein, fahr' nicht auf: wir sind an zehn Jahre Mann und Frau; aber heiß geworden ist ihr Blut noch nicht an meinem.“

Wentgraf wollte ihm erwidern, daß er sich mit Grillen plage; aber er empfand, daß Gunter nicht ganz unrecht haben konnte. Das Weib, das er wiedergefunden, wie er sie kennen gelernt, wie er sie verlassen hatte, das mochte wohl noch eine verborgene Quelle einer heißern Liebe in sich tragen, die Karl Gunter nicht hatte erschließen können.

(Fortsetzung folgt).